Thomas Morus und seine Schrift von der Insel Utopia

Theobald Ziegler

Thomas Morus

und

seine Schrift von der Insel Utopia.

Rede

zur Feier des Geburtstages

Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II.,

gehalten

in der Aula der Universität Straßburg

am 27. Januar 1889

von

Theobald Ziegler.

Straßburg
J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).
1889.

Hochansehnliche Versammlung!

Wenn ich heute, wo nach einem langen bangen Jahre schmerzlichster Verluste unsere Blicke hoffnungsfroh der Gegenwart zugekehrt sind und nach gut monarchischer Sitte, nach gut deutscher Art in der Person unseres Kaisers und Herrn zusammengefaßt schauen, was an staatlichem Bewußtsein, an nationalem Hochgefühl, an patriotischer Treue und Hingebung unsere Herzen erfüllt und bewegt, — wenn ich Sie an diesem Feier- und Festtage des deutschen Volkes auf einen Augenblick hinwegführen möchte in eine um vier Jahrhunderte rückwärts liegende Vergangenheit, so geschieht es nicht, um Sie dort, in der Ferne der Zeiten festzuhalten. Das Vergangene und Fremde soll nur die Brücke bilden, um von dieser Vergangenheit alsbald wieder den Weg zurückzufinden in die lebendige Gegenwart, um von der Betrachtung eines luftigen Staatengebildes entlegener Fantasie alsbald wieder herabzusteigen auf den festen Boden des modernen Staatsgedankens und seiner machtvollen Realität und Verkörperung in unserem deutschen Vaterland.

Zwei Schriften über den Staat, beide fast gleichzeitig an das Licht getreten, beide aus demselben Geiste der Renaissance heraus erdacht und ersonnen von Männern, die auf der großen Wende der Zeiten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts stehen, haben zwei verschiedene Richtungen, — Abirrungen in unserer Auffassung vom Wesen und den Aufgaben

des Staates für die Folgezeit ihre charakteristischen Namen gegeben: dort der Machiavellismus und hier die utopistischen Schwärmereien unklarer und unpraktischer Ideologen. Was wir unter Machiavellismus verstehen, es ist ein von allen guten Geistern des sittlichen Idealismus verlassener politischer Realismus, die völlige Loslösung der Politik von den Schranken der Moral, die rücksichtslos kecke Durchführung des politisch Nützlichen, die Anwendung des Satzes, daß der Zweck jedes unsittliche Mittel rechtfertige, auf das Thun des Staatsmanns, des Fürsten. Utopistisch dagegen nennen wir Gedanken so luftig und fantastisch, daß von einer Realität überhaupt keine Rede mehr sein kann, ein Staatsgebäude von so luftschloßartigem Ansehen, daß jeder Politiker achselzuckend daran vorübergeht und sich wohl hütet, es mit demselben ernsthaft zu nehmen, eine Welt des Traumes, fast vergleichbar dem Märchen vom Schlaraffenlande.

Von jenem ersten soll hier nicht die Rede sein und nicht gefragt werden, wieweit das, was wir heutzutage machiavellistisch nennen, losgelöst von seinem historischen Hintergrunde und von der politischen Praxis seiner Zeit und seiner italienischen Heimat, sich mit Recht auf die Schriften des großen Florentiners berufen darf, über welche schon soviel geschrieben, gestritten, vermutet worden ist. Dagegen möchte ich Sie bitten, bei dem Urheber jenes anderen Namens einen Augenblick zu verweilen, bei Thomas Morus und seiner Schrift über die Insel Utopia.

Doch machen wir uns nicht selbst einer Art von Utopie schuldig, wenn wir im Ernst betrachten, was doch zunächst nur ein loses Spiel des Geistes und Witzes, luftig und leicht, fantastisch und frei entworfen und ersonnen scheint? Ist ein solcher Roman — denn anders können wir das Buch kaum nennen — nach Jahrhunderten noch irgend welcher Beachtung

wert? ist hier etwas von wissenschaftlicher Kritik oder gar von positiven Vorschlägen zu finden, die für Staat und Gesellschaft bleibenden Wert besäßen? Solchem Einwande gegenüber genügt es vielleicht schon, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser der Schrift nicht etwa der Nächste Beste, sondern ein bedeutender Staatsmann seiner Zeit, einige Jahre hindurch sogar der Kanzler des englischen Reiches gewesen ist — ein Mann voll Witz und Humor, der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen einer, ein Humanist und Freund von Erasmus und Holbein, bewandert und belesen in Plato und Lucian, in Cicero und Augustin; und zugleich einer der frömmsten und rechtschaffensten Männer, der es unter der Regierung eines Heinrich VIII. fertig brachte, was neben ihm in England kaum Einem noch gelungen ist, aus seinem Dienst die Seele ganz zurückzuziehen, der seiner Ueberzeugung treu blieb bis in den Tod, treu bis zum Schaffot, das er bestiegen hat, weil er schwarz nicht für weiß zu erklären vermochte, weil er nicht glauben wollte, daß ein Fürst Gewalt habe auch über die Gewissen seiner Unterthanen.

Wenn uns aber Charakter und Eigenart, Stellung und Schicksal des Verfassers noch nicht Bürgschaft genug sein sollten für die ernsthafte Absicht des von ihm ersonnenen Staatsromans, so überzeugt uns davon doch jedenfalls das meist freilich kaum genannte, wenig gekannte erste Buch desselben, das von recht ernsthaften Dingen, von recht realen Verhältnissen handelt. Ob man Recht daran thue, die Diebe zu hängen, das ist die ganz prosaisch-nüchterne Frage, die hier erörtert und — verneint wird. Denn was wird damit erreicht? Nichts, und zwar deswegen nichts, weil andere daran schuld sind, daß soviel gestohlen wird — andere Menschen und andere Verhältnisse. Andere Verhältnisse — jene bedenklichen agrarischen Zustände Englands, in denen der scharfe Verstand eines Morus damals

schon eine große soziale Gefahr erkannte: an der Stelle kleinbäuerlicher Bewirtschaftung die großen Latifundien müßiger und verschwenderischer Herren, auf welchen aus Äckern Weideland gemacht, Schafe gehalten und — die Bauern ausgetrieben wurden. Hier in dem Elend dieser besitz- und arbeitslosen Klassen liegt der tiefste Grund für die Häufigkeit der Verbrechen; und abgeholfen wird diesem Schaden nicht durch die Strenge der Bestrafung, sondern nur durch die Veränderung dieser Zustände selbst, oder noch tiefer einschneidend — geholfen kann nur werden durch eine gründliche Ausfüllung der Kluft zwischen Arm und Reich, durch das Radikalmittel der Aufhebung des Privateigentums. Dieser kommunistische Gedanke der Gütergemeinschaft bildet sozusagen das Leitmotiv des Ganzen, auf ihm baut sich jenes Fantasiegebäude auf, welches Morus im zweiten Buche seiner Schrift so anschaulich beschrieben hat, — utopistisch genug und doch selbst darin nicht ohne realen Hintergrund wie heute so damals, in der Zeit der Bauernaufstände mit ihren oft recht weitgehenden sozialistischen und kommunistischen Programmen.

Das Reale und Bestehende ist kritisiert und zu leicht befunden; und nun wird der Staatsmann zum Dichter, nun führt uns Morus mit sich nach jener glückseligen Insel, wo seine kommunistische Forderung verwirklicht und infolge davon das größtmögliche Glück des Volkes erreicht ist. Utopia — wo liegt sie denn, die Insel mit der besten aller Staatsverfassungen? Der Name sagt es uns, es ist die Insel Nirgendwo und Nirgendheim. Kunde aber giebt uns von ihr Raphael Hythlodäus, ein zweiter Odysseus, der ja auch einst ein Οὖτις, ein Niemand gewesen war, ein fingierter Begleiter jenes Amerigo Vespucci, dem der eben damals neu entdeckte Kontinent grundlos genug seinen Namen verdankte. Amerika! Auch hier liegt eine Fülle von Realität, die sich in das Luftschloß des

englischen Kanzlers einfügt: in eine neue Welt war den Menschen jener Zeit der Blick geöffnet worden, noch lag das Meiste davon im Dunkel, aber aus demselben traten doch allmählich auch Länder und Staaten hervor, auf welche der Begriff von Wilden, von Barbaren nicht mehr anzuwenden war, und die in ihrer Kultur weit ablagen von den Sitten und Einrichtungen des Europäers. Gold suchten die Scharen der Abenteurer, die sich über die neuen Gebiete ergossen; aber warum sollte ein ideal angelegter Mensch, der noch nicht einmal ein unhistorischer Schwärmer zu sein brauchte wie Rousseau, von diesen unbekannten Völkern nicht auch noch anderes hoffen dürfen als Gold? das Bild eines Staatswesens zum Beispiel, wie seine Fantasie es sich ausmalte, wie seine politische Weisheit es sich träumte? Freilich Ideale existieren nirgends; darum bleibt es das Land Utopia; aber ob nicht andere Völker dem Ideal näher stehen mochten als wir, wer konnte das in jenen Tagen einer hochgradigen Erregung, wo wie mit einem Zauberschlage neue Welten vor den erstaunten Blicken sich aufgethan, vorauswissen? wer es bestreiten?

Wenn so in diesen Roman vom Lande Nirgendwo die realste Gegenwart aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der Zug nach Westen machtvoll und deutlich hereinragt, die Stimmung einer neuen Zeit und Welt, die im Gegensatz zu dem Weltflüchtigen, Weltabgewendeten des Mittelalters festen Fuß faßt und Besitz nimmt von der Erde als unserer definitiven Heimat und von ihren Weltteilen in Ost und West, so zeigt sich in dem Buche des Thomas Morus daneben noch eine andere Tendenz, eine andere Realität jener Tage, die fast noch stärker, fast noch unmittelbarer als jene erste gerade die feinsten und vornehmsten Geister der Zeit beherrscht und bewegt: es ist das Zeitalter der Renaissance, des Humanismus. Noch vor Amerika ist das klassische Altertum,

ist Griechenland, diese Welt der Schönheit, diese Welt der Ideen und Ideale neu entdeckt worden. Und griechisch sind denn auch schon die Namen unseres Buches — Utopia das Land, Hythlodäus der, der uns davon erzählt, weil er als vielgewanderter, weitgereister wohl kundig ist in solchem dichterischen Fantasiespiel, wie es sein Vorbild Odysseus war, an den uns Morus ausdrücklich denken heißt. Aber nicht bloß die Namen sind und klingen griechisch, auch der Inhalt ist klassisch. Plato ist schon genannt worden; mit ihm war Morus vertraut, und sein Staat ist das Vorbild für die Utopie des englischen Politikers. Das Griechentum also ist es, was auch diesem an ihm sich bildenden Geiste des sechzehnten Jahrhunderts solche Gedanken eingab, und der Boden, auf den er sich stellt, ist somit kein anderer als der der Renaissance. Man klagt gerade auf litterarischem Gebiete diese Zeit vielfach an, daß sie nur in sklavischer Nachahmung der Alten sich gefallen habe, daß ihr so wenig Eigenes und Originelles gelungen sei. An der Utopie des Morus sollte niemand die Originalität vermissen, obgleich platonische Gedankengänge den Einschlag des Gewebes bilden.

Morus ist Humanist, ist Gräcist. Mehr noch als seinem Staatsgebäude selbst sieht man dies der Grundlage an, auf die er es gestellt hat, seiner Moral. An Epikur erinnert diese und an dessen Lehre von der Lust, der Freude, dem Vergnügen als dem höchsten Gute des Menschen, oder noch unmittelbarer vielleicht an Demokrit und an seine Scheidung und Auslese der einzelnen Lüste und Güter des Daseins, ohne daß sich ein direkter Zusammenhang mit diesem großen Moralisten des klassischen Altertums wird nachweisen lassen. In der Moral wurzelt der Staat: durch diesen Gedanken unterscheidet sich Morus wohl am entschiedensten von seinem Zeitgenossen Macchiavelli, von welchem ein großer englischer Geschicht-

schreiber mit Recht geurteilt hat: „sein ganzes System sei von dem einzigen Fehler durchdrungen, daß er in seinem politischen Entwurfe den Mitteln ein tieferes Nachdenken gewidmet habe als den Zwecken." Bei Morus fehlen die Zwecke nicht. Die Aufgabe des Staates ist es, den Menschen glücklich zu machen, die Summe individuellen Wohlseins zu vermehren. Aber Glück, Lust, Wohlsein — es giebt gar mancherlei Arten und Formen davon; bald sind es die einzelnen sinnlichen Vergnügungen voll Aufregung und Bewegung, bald ist es die stetig ruhige Lust körperlichen Wohlbehagens und körperlicher Gesundheit, bald endlich sind es geistige Genüsse, wie sie Tugend und gutes Gewissen oder die Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft den Menschen gewähren können. Da gilt es, die richtige Auswahl zu treffen, das Niedere und Augenblickliche daran zu geben, um das Höhere und Dauernde zu gewinnen, und zu verzichten auf Einzelnes, um das Ganze nicht zu verlieren. Und in dem Dienst dieser auf vernünftiger Wahl beruhenden Glückseligkeit steht auch der Staat von Utopia: sie soll er fördern, möglichst allen möglichst große, möglichst dauernde, möglichst reine Lust schaffen — wie modern das doch schon klingt? wie nahe das an Benthams Theorie heranstreift? Und in der That, revolutionär wie dieser, ist von demselben Wohlfahrtsprinzip aus auch Thomas Morus, und ebenso liebenswürdig inkonsequent, wenn er den Menschen preist, der sich irgend einen Genuß versagt, um andere desselben teilhaftig werden zu lassen.

Revolutionär — denn glücklich macht nicht Adel und Ehre, nicht Titel und Rang, nicht Hab und Gut, nicht Gold und Geld; deshalb ist das alles auch gestrichen von der Gütertafel Utopiens, deshalb ist vor allem verzichtet auf Privateigentum und an seine Stelle der kommunistische Staat gesetzt. Alsbald zeigen sich aber auch die bekannten Konsequenzen

dieses kommunistischen Idealzustandes, die Aufhebung persönlicher und individueller Freiheit, die Zwangsverteilung und Organisation der Arbeit im Dienste des Staates, der Normalarbeitstag von allerdings nur sechs Stunden und die Nötigung zu ganz robuster körperlicher Arbeit für Männer und Frauen ohne Unterschied; nur Studenten sind davon ausgenommen. Wenn aber Morus schon in dieser Wertschätzung der ganz banausischen Arbeit des Landbaus nicht nur, sondern auch des Handwerks von Plato abweicht, so folgt er ihm noch viel weniger in einem andern: an der Ehe und Familie als der Grundlage des Staates hat er festgehalten, selbst auf die Gefahr hin, daß es inkonsequent sein sollte, den Privatbesitz mit Plato zu verneinen und die Familie im Widerspruch mit ihm zu bejahen. Und dennoch steht er auch hierin Plato nicht so fern, als es auf den ersten Blick scheinen möchte: in Utopia hat die Frau doch eine wesentlich andere Stellung, als es sonst wohl üblich war in jener Zeit; sie nimmt teil an allen Arbeiten des Mannes, teil an seinen politischen Rechten wie an seinen Pflichten, bekleidet das Priesteramt, das Lehramt so gut wie er und folgt ihm sogar hinaus ins Feld, weniger um mitzukämpfen, als um mutig an seine Seite zu treten im Falle der Not und ihm ad oculos zu demonstrieren, für wen er kämpft. Schwerlich war es aber bloß der Vorgang und Einfluß Platons, schwerlich bloß humanistische Ideen und Beispiele von Frauenemancipation, was Thomas Morus den Frauen diese Stellung hat anweisen lassen, sondern hier wirkten vor allem Gedanken an das eigene Haus, an Selbstgeübtes und Selbstgethanes mit. In seiner Familie, seiner „Hausschule,“ wie er sie nannte, hat Morus stets das höchste und reinste Glück gefunden, hier suchte er jene volle Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung der Frau zur Wahrheit zu machen, und fand sich dadurch auch wirklich hoch beglückt und reich belohnt.

Freilich nicht von Seiten seiner Gattin, die zu diesem Sokrates der Renaissance etwa dieselbe Stellung einnimmt, wie zu dem griechischen Sokrates die Frau mit dem typisch gewordenen Namen; wohl aber in seiner Tochter Margaretha, die er zur gelehrten Humanistin erzogen hat und die darum doch nicht aufhörte eine Frau zu sein voll Liebe und zärtlichster Fürsorge, die dadurch nichts einbüßte an feinstem Empfinden, an edelster Weiblichkeit.

Alles das aber — so seltsam, so revolutionär es klang, es mochte seinen Zeitgenossen doch fast wie nebensächlich erscheinen im Vergleich zum Paradoxesten alles Paradoxen in diesem utopistischen Staatswesen, und das war für sie die religiöse Seite desselben. Zu welcher Religion es sich bekennt, das glückliche Volk von Utopia? Das ist nicht ganz leicht zu beantworten. Die einen verehren Sonne, Mond und Sterne, die andern vergöttern Menschen, Heroen der Urzeit, und wieder andere beten zu einem das Weltall mit seiner Allmacht füllenden höchsten Wesen, das sie Vater nennen; und in letzter Zeit, erzählt Hythlodäus, sind viele von ihnen auch Christen geworden. So herrscht in diesem Lande Nirgendwo die vollständigste Religionsfreiheit, die absolute Toleranz. Heiden, Christen, philosophische Monotheisten — sie alle wohnen friedlich beisammen und vereinigen sich im Glauben an eine sittliche Weltordnung, an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Vergeltung nach dem Tode. Und wie Ernst sie es mit dieser Religionsfreiheit nehmen, das zeigt der Vorgang mit einem jener neubekehrten Christen, welcher, wie das Neubekehrten wohl zu begegnen pflegt, fanatisch die Andersgläubigen verdammte und verfluchte: ihn haben die Utopier verbannt, nicht weil er ihre Religion mißachtet, sondern weil er ihren politischen Frieden gestört hat. Angesichts dieser weitgehenden Duldung mochte es den Menschen jener Zeit kaum als eine Einschrän-

kung derselben erscheinen, wenn Morus, hierin ein Vorläufer Rousseaus, wenigstens den Glauben an die Unsterblichkeit, an eine Vorsehung und jenseitige Vergeltung für notwendig erklärt und ihn als Bedingung und Voraussetzung eines geachteten bürgerlichen Daseins ansieht. Denn was wollte dieses geforderte Glaubensminimum damals — zwei Jahre vor dem Auftreten Luthers — besagen angesichts jener von Morus gepriesenen Geistesfreiheit aller positiven Gottesverehrung gegenüber? besagen angesichts der im Munde eines strenggläubigen Katholiken so ketzerischen Gutheißung der Sitte, daß die Priester vom Volke gewählt werden? oder gar angesichts der Bemerkung, daß in Utopia diejenigen, welche asketisch leben, zwar für heiliger, die andern aber, die essen und trinken, freien und sich freien lassen, für klüger gehalten werden? Der Mann aber, der das schrieb und der dabei so anmutig zu scherzen und zu spielen weiß, er hat sein Lebenlang ein härenes Bußgewand auf bloßem Leibe getragen, und nur seine getreue Margarethe hat um die Selbstpeinigungen des Vaters gewußt.

Noch habe ich nichts von der Lebensweise der Utopier, nichts von ihrer Staatsverfassung im Einzelnen gesagt. Wohl ist auch hier manches interessant genug: zu sehen, wie ein Mann, der im Staatsrat des despotischen Königs Heinrich VIII. gesessen, eine Republik, nein eine Monarchie konstruiert, in der der Fürst, obwohl aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, kaum soviel zu sagen hat, als der englische König in den Zeiten des ausgeprägtesten Parlamentarismus; wie ein Mann, der lange Zeit einer der höchsten Richter Englands gewesen ist, einen Staat ausdenkt, in dem nicht nur Prozesse selten, sondern auch die Gesetze so einfach und klar gefaßt sind, daß für Rechtsstreitigkeiten kein Raum übrig bleibt und der Stand der Advokaten entbehrlich wird. Und es ist charakteristisch, wie gering Morus auch in diesem Lande voll Tugend und guter Sitte, in

einem auf absoluter Gleichheit aller Angehörigen sich aufbauenden Staate die öffentliche Meinung wertet, die er mit einem kurzen Federstrich zu gänzlichem Schweigen verurteilt.

Doch alle solche Einzelheiten erscheinen nebensächlich, auch in den Augen des Morus selbst, gegenüber jenen beiden wichtigsten Punkten, der Aufhebung des Privatbesitzes und dem Grundsatz religiöser Duldung. Um dieser Gedanken willen ist der Staatsroman, der Gesellschaftsroman Utopia geschrieben, um ihretwillen ist Morus unter die Dichter gegangen. Aber aus dem Dichter von 1515 ist doch in vielen Stücken im Lauf der Jahrhunderte ein Prophet geworden; der Staat der Neuzeit ist der Utopie des Thomas Morus erheblich ähnlicher, als es der Staat Heinrichs VIII. gewesen war. Freilich nicht durchweg. Durch zweierlei unterscheidet sich unser moderner, unterscheidet sich vor allem der deutsche Staat aufs energischste von jener Schilderung Utopiens, und wir freuen uns dieses Unterschieds: noch immer ist einer der Grundpfeiler unseres Staats- und Gesellschaftslebens neben der Familie das Privateigentum, dessen Segen wir nicht missen oder vertauschen möchten mit jenem Glück, das uns Morus von der Aufhebung desselben verspricht. Und an der Spitze unseres Reiches steht nicht jener gewählte Schattenfürst Utopiens, sondern die starke Erbmonarchie bildet als ein Fels von Erz den Mittelpunkt unseres Staates, um den sich über alle Gegensätze und Parteiungen hinweg ein ganzes Volk scharen kann in Treue und Verehrung. Aber in Einem, was ihm die Hauptsache war, hat Morus doch Recht behalten: die soziale Frage ist nicht zu lösen mit Negationen, sie löst nur ein positives Eintreten des Staates zu Gunsten der unteren Klassen, für ihren Schutz und ihr Wohl, für ihr Recht auf Arbeit und für die Möglichkeit ihrer Existenz auch in kranken und in alten Tagen. An eine solche Lösung dieser schweren, ernsten Frage hat unser

deutscher Staat und seine starke Monarchie die Hand gelegt, hierin hat er allen Völkern voran die Führung übernommen. Auf diese Bahn hat Kaiser Wilhelm I. mit jener berühmten Botschaft vom 17. November 1881 eingelenkt und damit den Weg gezeigt, auf dem die positive Lösung gefunden werden kann, gesucht werden muß. Und das andere, was Morus am Herzen lag, die religiöse Toleranz, die Freiheit des Glaubens, des Denkens, des Gewissens, auch sie ist längst schon ausgesprochen worden vom preußischen Königsthron herab als Recht des Volkes, als Pflicht des Fürsten, sie zu schützen und zu wahren und jeden selig werden zu lassen nach seiner Façon.

In diese große Erbschaft einer ruhmreichen Vergangenheit ist Kaiser Wilhelm II. eingetreten, eingetreten mit dem vollen Verständnis für diese großen Fragen, mit vollem Herzen für diese Lösung heischenden Aufgaben und Pflichten. Wahren will er die Rechte seiner Krone, fest und unerschütterlich soll er stehen bleiben, der Fels der preußischen Monarchie; fortführen will er als Helfer der Armen und Bedrängten das seit Jahren begonnene Werk sozialer Reformen und Gesetze, und so den schönen Gedanken werkthätiger Humanität und Nächstenliebe zu Leben und Wahrheit werden lassen in Staat und Volk; und schützen will er die Gewissen von uns allen, wes Glaubens, wes Geistes Kind wir sind, schützen also auch die Freiheit des Gedankens, wofür wir, die wir im Dienste der Wissenschaft stehen, ihm vor allem zu ehrfurchtsvollstem Danke uns verpflichtet fühlen; denn das allein ist die Luft, in der der Baum des Wissens gedeihen kann.

Mit so guten Gedanken und mit der Zuversicht des Pflichtgefühls hat sich unser Kaiser in den Dienst des Staates gestellt, wie er selbst, ein Wort seines großen Vorfahren auf dem Throne Preußens aufnehmend, es ausgesprochen hat: als erster Diener seines Staates. Die edelsten Werke des Friedens also sind es,

die zu fördern er seinem Volke verheißen hat. Zu Friedenswerken aber braucht es Friedenszeiten. Daß uns solche geschenkt und erhalten bleiben, das liegt ja nicht in der Hand des deutschen Reiches allein. Und doch, der Bund, den Deutschland mit zwei großen Nachbarreichen geschlossen hat und den zu befestigen unseres Kaisers erste Sorge gewesen ist, er ist ein so mächtiges Bollwerk des Friedens, und das Schwert, das immer neu geschliffen, mit fester Hand von ihm umfaßt wird, das deutsche Heer, dieser Stolz des ganzen deutschen Volkes, es ist eine so schneidige Waffe gegen jeden Versuch, auch nur einen Fußbreit von dem Boden uns zu entreißen, der uns gehört, daß wir den erhabenen Friedensworten, die vor wenigen Tagen bei Eröffnung des preußischen Landtags gesprochen worden sind, mit zuversichtlicher Freude lauschen dürfen.

Aber daß all' das Große, was unser Kaiser auszuführen sich vorgenommen hat, ihm auch wirklich gelinge, dazu bedarf er unser aller, dazu bedarf es jedes Einzelnen von uns an seinem Ort. Und darum, daß jeder von uns an dem Platze, auf den er gestellt ist oder in Zukunft gestellt sein wird, seine Pflicht erfülle, das, Kommilitonen, sei das Gelöbnis, das auch wir heute alle thun wollen! So erziehen wir uns selbst von Generation zu Generation immer besser, immer vollkommener zu jener auf sittlichem Grunde ruhenden staatlichen Gesinnung, welche die beste Gabe ist, die wir heute und allezeit unserem Kaiser und Herrn darzubringen vermögen!

In demselben Verlage erschienen:

Rectoratsreden der Universität Straßburg.

Heitz, Emil, Dr., ordentlicher Professor der klassischen Philologie. Zur Geschichte der alten Straßburger Universität. Rede gehalten am 1. Mai 1885. *M.* — 60

Reye, Theodor, Dr., ordentlicher Professor der Mathematik. Die synthetische Geometrie im Alterthum und in der Neuzeit. Rede gehalten am 1. Mai 1886. *M.* — 40

Zöpffel, Richard, Dr., ordentlicher Professor der Theologie. Johannes Sturm, der erste Rector der Straßburger Akademie. Rede gehalten am 30. April 1887. *M* — 40

Goltz, Friedrich, Dr., ordentlicher Professor der Medizin. Gedenkfeier des verewigten Stifters der Universität, weiland Seiner Majestät Kaiser Wilhelms. Rede gehalten am 1. Mai 1888. *M* — 40

Baumgarten. Hermann, Dr, ordentlicher Professor der Geschichte. Zum Gedächtniß Kaiser Friedrichs. Rede bei der Gedenkfeier der Kaiser-Wilhelms-Universität am 20. Juni 1888. *M* — 40

Nowack, W., Dr., ordentlicher Professor der Theologie. Gedächtnißpredigt über 2 Kön. 2, 9-12 bei der Trauerfeier für Kaiser Wilhelm. Rede gehalten am 18. März 1888. *M* — 20

Straßburg, Druck von J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel).

